

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

5.6.1927 (No. 23)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 23



5. Juni 1927

Rudolf K. Goldschmit / Kulturprobleme der Zeitung.

Die Presse war nie ein Lieblingskind der feinen Geister. An abfälligen und geringschätzenden Bemerkungen über den angeblichen Unwert und die Schädlichkeit der Tagespresse hat es nicht gefehlt. Aber alle verbitterten, verärgerten und ablehnenden Äußerungen von Goethe bis Spengler sind mit Vorsicht aufzunehmen, weil sie aus dem Erlebnis persönlichen Temperamentsausbruchs geboren sind und wenig Material zur Klärung des Problems liefern. Sie haben nur den Wert platonischer Befehle schöner Seelen, welche eine unausbleibliche Entwicklung des öffentlichen Lebens in weisfremder Zurückhaltung betrachten, ohne zu einer ernsthaften Beurteilung der Frage durchzustößen. Der Kardinalfehler solcher Urteile liegt in der Verkennung der Tatsache, daß eben die Presse eine Wirklichkeit ist wie jene beiden anderen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die von denselben Geistern, meist mit derselben Verärgerung und demselben Maße von Recht und Unrecht abgelehnt werden: wie das Theater und das Parlament. Eine Wirklichkeit darf man aber nicht ablehnen, sondern muß sie, auch wenn ihre augenblickliche Form uns nicht behagt, zu erforschen, umzugestalten und zu entwickeln suchen. Das war das Inponierende an einer Gestalt wie Max Weber, daß er Dinge der Wirklichkeit, die er gefühlsmäßig ablehnte, trotzdem mit seiner persönlichen Mischung von beherzter Produktivität und Hochachtung vor geistiger Leistung ansah und alle rein bekennerschaftliche Kritik als lebensfern und für das praktische Leben deshalb unbrauchbar ablehnte. Der einsichtige Journalist, der mit Verantwortlichkeitsgefühl seinen Beruf ausübt, wird vielleicht in nüchternem Zweifel die Wert-Bedingtheit der Tagespresse am schärfsten selbst sehen, ihrer Mängel sich deutlicher als irgend wer bewußt werden und dennoch nicht pessimistisch der Presse den Rücken kehren, sondern weiter mitarbeiten an der Erkenntnis, daß sehr viele der von den besten Geistern der Tagespresse zugeschriebenen Fehler und Mängel auch vielen anderen Institutionen wie Parlament, Theater, Schule und Universität anhaften, und daß diese Fehler eben Ergebnis und Ausdruck des Zeitgeistes sind, dem wir alle untertan bleiben. Dabei ist es gleichgültig, ob der Fehlerzeiger nach der einen Seite z. B. als oberflächliche Alleswisserei oder nach der anderen Seite als Uebersteigerung des Spezialistentums ausschlägt. Der Publizist wird gestärkt in seinem Verantwortlichkeitsgefühl, wenn er sich bei jeder seiner Handlungen bewußt bleibt, welchen Einfluß die Presse heute besitzt, und wenn er diesen Einfluß auch im einzelnen immer wieder kritisch überprüft. Hier mündet die Berufswissenschaft des Journalisten in die Berufswissenschaft der Journalistik ein. Es gilt also, die Presse als Wirklichkeit zu sehen, sie zu erforschen und dann zu fragen, welche Möglichkeiten gegeben sind, ihren suggestiven Einfluß der Kultur dienstbar zu machen.

Eine Wirklichkeit wird wichtig, unbeschadet ihres Nutzens oder Schadens, allein durch ihre Wirkung. Eine unparteiische Würdigung des Problems erscheint nur deshalb so schwer, weil die Presse, wie kaum eine andere Einrichtung, zu einer zunächst ungeordneten Vielheit von Menschen spricht: zur Masse, deren Eigengelehrtheit heute zwar nicht mehr bestritten werden kann, die aber keinen geistigen Generalnennner hat. Wenn die Presse nun sich doch entschlossen hat, an diese anonyme, nach allen möglichen Gesichtspunkten zusammengesetzte Masse sich zu wenden, dann muß sie Konzessionen machen an diese Tatsache der Bildungs-

differenziertheit ihrer Leser. Aber dieses Kompromiß wird nicht größer, nur anderer Art sein, als das Kompromiß, das etwa der große Staatsmann mit der neuen Wirklichkeit schließt. Denn im Grunde ist der Begriff Kultur heute nur eine Idealbildung ohne Wirklichkeitswert, der von Lagarde und Nietzsche schon angeknüpft wurde: der Zustand der gespaltenen Kultur, der Trennung des Volkes in Gebildete und Ungebildete, und sie sucht durch ihre Arbeit diese Trennung wieder zu überbrücken und eine Einheit zu schaffen. Diese Einheit wird freilich ein anderes Gesicht besitzen als etwa die Einheit der untergegangenen Kulturen. Zweifellos ist auch der Leserkreis einer Zeitung eine Einheit, und gerade in Deutschland, wo das Abonnement den Leserkreis viel stärker an die geistige Linie der Zeitung knüpft, als in Ländern, wo es kein Abonnement gibt, ist die Beeinflussung des Lesers durch seine Zeitung viel stärker. Dieser Einfluß ist im letzten Jahr ungemein und nicht nur auf dem Gebiete der Politik und Kunst gewachsen, sondern hat sogar schon auf Gebiete übergreifen, die bisher außerhalb der Einflusssphäre der Presse lagen: auf die Wissenschaft. Man braucht da nur an den Streit um Einstein, an die Erörterungen über das Kohlenverflüssigungsproblem, an die theologischen Auseinandersetzungen um Karl Barth zu erinnern, um Beispiele in Fülle zu finden, die diese Entwicklung kennzeichnen. Ob diese Entwicklung zu begrüßen ist oder nicht und wie sie bewußt weiter zu lenken ist, auch das kann erst entschieden werden, wenn die Problematik dieses Vorgangs wissenschaftlich erforscht und geklärt ist. Der Einfluß der Presse auf das kulturelle Leben wird am deutlichsten, wenn man sich die Welt eine Woche ohne Presse vorstellt: Wieviel Kräfte ohne Echo verpulvert werden, wenn die Presse sie nicht stützt und begleitet, fühlt jeder, der die Teilnahme der Öffentlichkeit als nötig für eine Sache erachtet. Parlament, Theater, Ausstellungen, Konzerte, Kunstleistungen werden zur Wirkungslosigkeit verurteilt. In einer Zeit, in der die Menschen so leicht durch den Wirtschaftskampf zu einer Ueberbürdung der drei amerikanischen Heiligümer: Erwerb, Sport und Technik, und zu einer Geringschätzung geisteswissenschaftlicher Bildung geführt werden, erscheint auch das Verhältnis der Presse zu Wissenschaft und Universität anders. Konnte früher die Universität, gestützt auf dies Mäzenatentum von Monarch oder republikanischem Patriziatum, in romantischer Befelgheit ihr Eigenleben führen, ohne mit einer Zeitung Kontakt zu suchen, so bedarf es heute, um die Bedeutung der Universität auch im Zeitalter der „Sachlichkeit“ dauernd wachzurufen, der ständigen Unterstützung durch die Presse. Die Presse kann und muß heute den Menschen dazu erziehen, die Universität auch für den Erwerbsmenschen als wichtig anzuerkennen und vor einem amerikanischen Nützlichkeitsstandpunkt warnen, der die Universitäten in praktische Arbeitsinstitute umwandeln will. Der theoretische Mensch ist auch heute noch wichtig, solange wir die ohnehin gefährlich angegriffenen Reste einer geistigen Kultur erhalten wollen. Diese Forderung zu popularisieren, ist eine bedeutsame Kulturarbeit der Presse, die schon seit längerer Zeit durch ihre Arbeit für Erfinder und Geister schöpferisch an der Kulturarbeit des Volkes sich beteiligt. Man darf nur daran denken, daß die Presse sich bereits für Zepelin's Werk einsetzte, als die physikalische Wissenschaft die Erfindung noch für undurchführbar erklärte.

Schon im Jahre 1910 hat Max Weber auf dem ersten deutschen Soziologentag, als er die viel zu früh angeregte und nach dem damaligen Stande der Forschung undurchführbare Zeitungsb-

enquete ankündigte, darauf aufmerksam gemacht, welche gewaltige Verschiebung die Presse in den Lesegewohnheiten des Publikums vornimmt, und dabei auf Rußland verwiesen, wo vor Einführung der Pressefreiheit schwere wissenschaftliche Bücher, wie z. B. Mengers Sittenlehre, zwanzig bis dreißig Auflagen erlebt hatten und nach der Bewilligung der Pressefreiheit das Interesse auch des gebildeten Publikums sich sehr rasch vom Buch zur Zeitung verschob. Kulturprobleme und ökonomische Fragen schneiden sich hier. In Deutschland werden mehr Bücher produziert als in anderen Ländern, aber weniger gelesen. Der Schriftsteller muß — von wenigen Ausnahmen abgesehen — auf den Massenabfluß verzichten, den sein amerikanischer Kollege zu verzeichnen hat, wo der ausgesprochene Nachrichtencharakter der Presse nicht jene Idealkonkurrenz zum Buche bildet, wie etwa das kultivierte Feuilleton der deutschen Presse. Aber diese Verschiebung der Lesegewohnheit des Publikums vom Buch zur Zeitung wirkt wieder positiv zurück auf die Dualität der deutschen Zeitung. Der mangelnde Absatz des Buches und das dadurch verminderte Buchhonorar zwingt auch den vornehmen deutschen Schriftsteller, seine Werke in der Presse vorher zu veröffentlichen. Heute findet man die ersten Namen der schöpferischen Geister mit ihren Arbeiten in der Presse vertreten. Romane Gerhart Hauptmanns und Wassermanns, Lyrik von Rilke und Scholz, philosophische Essays von Spengler und Rejzlering, kulturkritische Arbeiten von Richard Benz und Dilthey fanden den Weg in die Presse. Was zunächst als betrübliche Folge dieser geistigen Neugruppierung durch die Presse erschien: die Zurückdrängung des Buches vom Absatzmarkt, wirkt sich schließlich zum Vorteil aus: Hunderttausende, die nie an die Bucharbeiten der großen Schriftsteller gekommen wären, zwingt die Presse zum Lesepublikum dieser Geister, und das Stoffgebiet der deutschen Presse wird bereichert und gehoben durch dieses neu zufließende geistige Material.

Eine solche wachsende Bedeutung der Presse auf den Gebieten des Kulturlebens zwingt auch die Universitäten und Hochschulen zu einer intensiveren Bearbeitung des Problems „Zeitung“, und deshalb ist die Aufnahme der Zeitungskunde als eigene Disziplin in den Forschungskreis der Wissenschaft im Selbsterhaltungsinteresse von Wissenschaft und Universität gelegen. Es gilt jetzt, diese Erscheinung „Presse“ zu durchleuchten und zu erforschen, um ihre Existenz richtig in das moderne Kulturleben einzuordnen.

Auch der Presse werden durch die Veränderungen ihrer Position neue Aufgaben auf dem Gebiete des Kulturlebens gestellt. Sie wird nicht nur die alten Anschauungen über die Berufsbildung neu revidieren und endgültig mit der Phrase aufräumen müssen, daß es genügt, wenn man zum Journalisten „geboren“ ist, sie wird vielmehr deutlicher als je einsehen müssen, daß nur

der zum Journalisten taugt, der sich, die persönliche Eignung selbstverständlich vorausgesetzt, als ewigen Studenten fühlt, der bis zu seiner letzten Schaffensstunde seinen Gesichtskreis und sein geistiges Dasein erweitert, klärt und bereichert. Daß zu aller Berufs- und Allgemeinbildung ein großes Maß ganz bestimmter persönlicher Eigenschaften treten muß, daß jemand ein ausgezeichnete Gelehrter sein kann und dennoch zum Journalisten nicht taugt, ist eine so Gemeingut gewordene Erkenntnis, daß sie gar nicht besonders betont werden muß. Es gibt glänzende Journalisten, die nie eine Universität besucht, sondern ihre Bildung aus Büchern bezogen haben. Aber auf Ausnahmen kann man kein Berufserziehungssystem aufbauen.

So groß und für viele Dinge des geistigen Lebens abträglich der Einfluß der Presse auch dargestellt wird, man darf diesen Einfluß auch nicht überschätzen. Als vor einigen Monaten Trocki einen Vortrag in Rußland über sibirische Literatur halten wollte, verbot die russische Regierung den Zeitungen jede Ankündigung und jedes Referat. Dennoch war wochenlang vorher die Veranstaltung ausverkauft und der Erfolg gewaltig. Das Totschweigen der Presse war vergebens gewesen. Auch diese Grenzen der Publizitätsgewalt müssen noch erforscht werden.

Ein erster Journalist wird als oberstes Gesetz der Berufsethik das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegenüber den öffentlichen Interessen ansehen. Dazu gehört auch die Sprache. Der Publizist wirkt nicht zuletzt dadurch stilbildend, daß er seinen Stil von dem Vokabularium persönlicher Polemik reinigt. Insofern ist der Stil des Journalisten ein Kulturproblem. Im übrigen ist der Zeitungstil nicht schlechter als ein anderer Berufstil. Er ist nur anders geartet, und diese Anders-Art wächst aus der besonderen Aufgabe des Zeitungsschreibers: alle Probleme zu aktualisieren. In dieser Forderung liegt die Pflicht, die Neuierungen so zu formulieren, daß die Probleme dem Zeitungsleser ohne Unterchied der Bildung nahegebracht werden. Ein guter Journalist sein, heißt, den Tag in seiner Wichtigkeit begreifen und diese Wichtigkeit immer aufs neue zu verkünden. Gerade für ein ausgesprochen journalistisches Temperament kann eine solche Aktualisierung der Ewigkeit ethische Gefahren bringen: Raschheit des Urteils kann zur Voreiligkeit und Flüchtigkeit werden; Geistesbereitschaft des Augenblicks zur Distanzlosigkeit gegenüber den Geschehnissen. Die Presse wird diese Gefahren so wenig gänzlich vermeiden können, wie ein Flieger unter allen Umständen vor dem Todessturz bewahrt ist. Aber sie wird desto mehr die Gefahren mildern und verringern können, je ernster sie die Berufsausbildung treibt und je mehr sie sich verantwortlich fühlt der Kultur- und Volksgemeinschaft.

## Karl Preisendanz / Erdkunde auf der alten Reichenau.

Als Gall Cartier in Ettenheimmünster nicht lang vor 1780 seine elf Bände „Geo- und Hydrographie oder Beschreibung des Erdkreises“ für die Studiosen der Klosterschule zusammenkleistern konnte, hatte die Erdkunde in badischen Klöstern eine fast tausendjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich. Sie war zum Lehrfach geworden, das nicht mehr übersetzt werden durfte. Seit der Entdeckung Amerikas sah und kannte man Länder und Erdteile richtiger, die kosmographischen Anschauungen hatten völligen Umschwung erfahren. Welcher Unterschied allein in der Kartographie! Schon immer war man in den Klöstern, die so lange Zeit Bildungs- und Kulturträger repräsentierten, auf die Pflege der Erdkunde bedacht, so weit sie nötig schien zur Kenntnis der Orte, die in den hl. Schriften, bei den Vätern, in der Schullektüre begegneten, oder auch zur praktischen Erleichterung von Reisen nach Rom, nach Jerusalem. Und da auch Cassiodor in seiner vielbeachteten „Anweisung zur heiligen und weltlichen Lektüre“ (um 550) den Mönchen aus seiner Klosterinsamkeit heraus dringend das Studium einiger alter geographischer Autoren und Kartenzeichner empfahl, so fehlte es in den klösterlichen Büchereien nicht an erdkundlicher Literatur und an Karten, wie sie — primitiv genug für unsere Begriffe — damals vorhanden und möglich waren. Um zu erfahren, was Geographie in frühen Zeiten, etwa von 800 ab, in den badischen Klöstern war, muß man sich zunächst an die Reichenau halten. Sie allein hat eine literarische Ueberlieferung auf uns gebracht. Die Hinterlassenschaften aller andern wesentlichen Klöster, wie St. Blasien, St. Georgen, Ettenheimmünster, sie geht lange nicht so weit zurück. Feuersnöte und Kriege haben die ganz alten Zeugnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit vernichtet. Nur die Reichenau hat die alten Handschriftenverzeichnisse des Bibliothekars und Bibliophilen Reginhart, der in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts sammelte und schrieb, wenigstens dem Wortlaut nach erhalten, die Hauptmasse ihrer Pergament- und Papiercodices liegt heute in der Landesbibliothek, die literarischen Quellen über ihren einstigen Bücherbesitz fließen reichlich. Aus diesem Material die Dokumente zusammenzustellen, die für den Studienbetrieb der einzelnen Lern- und Lehrfächer der Klosterschule wichtig waren, das hat einigen Reiz für den Freund der Reichenauer Kulturstätte. Nicht schwer fällt es, diese Aufgabe auszuführen für so hervortretende Disziplinen wie Theologie und Geschichte, schwerer schon für „Geographie“, die als solche gar nicht offiziell begegnet. Das große Werk „Kultur der Abtei Reichenau“ (hg. von Konr. Beyerle, München, 1925) hat darum auch nur mit ein paar Worten ihrer gedacht als eines Zweigs der Geometrie, der „Erd-

Messung“ im Gang des Quadriviums der Klosterschule. Und doch kümmerten sich die Reichenauer um sie. Hatten sie doch in der ganzen christlichen Welt Freunde durch die Gebetsverbrüderung, von Sizilien bis Island, von Slavien bis Paris, hinüber bis nach Jerusalem. Sie, die unsern der begangenen Durchgangsstraße vom Norden nach Süden auf ihrer vielbesuchten Insel saßen, die sich rühmen konnten, jede Tagfahrt einer Italienreise auf eigenem Gut beschließen zu dürfen, sie sollten sich doch praktisch wie theoretisch auf der Erde ausgekannt haben. Sie selbst hatten Mitbrüder, die weit herumgekommen waren; Abt Baldo war nach Korrika gefahren, Heito und Erlebald hatten eine gefährvolle Reise nach Konstantinopel bestanden, die Heito in einem eigenen Buch beschrieb — leider ging dieses früheste Zeugnis geographischer Schriftstellerei auf der Reichenau verloren —, und Walahfrid, der größte Reichenauer, ist weit in der Welt herumgereist, ehe er in Frankreich starb. . . . Da kann es nicht wundernehmen, wenn Reginhart in seinem ältesten Handschriftenkatalog von 821 zwei Erdkarten nennt, die zum Bibliotheksbestand gehörten. Auch sie sind dahin, ein für uns schmerzlich zu bedauernder Verlust. Zu wissen, wie eine Reichenauer Weltkarte, *Mappa Mundi*, aussah, das würde unsere Kenntnisse von geo- und kosmographischen Vorstellungen im Inselkloster mit einem Schlag erhellen. Vermutlich gingen sie auf eine der alten Erdkarten zurück, die aus dem Spätaltertum ins Frühmittelalter hinüberkamen; wie noch in der Peutingerschen Tafel die Karte des römischen Kosmographen Cassiodorus fortlebt. Aber welchen Kartentyp die Reichenauer Karten trugen, wird man kaum je erfahren. Möglich, daß eine von ihnen auf der Insel selbst angelegt war. Es gibt eine reichlich illustrierte Weltkarte von 1270, die fürs Frauenkloster Epstorf gezeichnet war. Und sonderbar genug: auf ihr ist ohne uns ersichtlichen Grund die Bodenseeregion in verhältnismäßig großen Proportionen und mit ganz besonderer Ausführlichkeit bedacht. Da umströmt der Rhein (der See ist nicht als solcher dargestellt) die Insel mit den drei Hauptkirchen, unweit davon liegen Konstanz und Arbon; Bregenz fehlt. Dem Zeichner gilt der See als zweigeteilter Fluß, die Au heißt ihm *Siland*, „wo keine Schlange dem Menschen Schaden kann“. Konrad Miller, der erste Kenner alter Weltkarten, hat anspendend vermutet: der Verfasser der Epstorkarte habe eine Reichenauer *Mappa Mundi* für sein Werk benutzt. Trifft das zu, und mancherlei spricht dafür, dann wissen wir wenigstens, wie unfähig die Reichenauer Maler waren, auch nur ihre nächste Umgebung einigermaßen treffend aufs Pergament zu projizieren. Und doch ist uns dieser Ausschnitt wichtig: zeigt

er doch einen ersten Versuch der Reichenauer, selbständig die Insel zu „kartographieren“, die in der Peutingerischen Karte ganz fehlt. Und schwerlich hatte jemand, der nicht selbst Reichenauer war, Interesse daran, die Insel auf einer großen Weltkarte so sehr in den Vordergrund zu stellen, wie das auf der Epstorkarte der Fall ist. Ich selbst lege die Entstehung der Vorlage in die Zeit Walahfrids.

Ganz abhängig dagegen von der Tradition, die für eine Reichenaukarte nicht vorliegen konnte, waren die Inselmünche in ihren kosmographischen Vor- und Darstellungen. Die Welt galt ihnen als runde Scheibe, ein Rad, geteilt in zwei Hälften. Die obere umfaßte Asien, die untere, wieder geteilt, Europa (links) und Afrika (rechts). Das Meer scheidet diese drei Erdteile in Form eines T, wie es das ganze Schema auch als Kreis umfaßt. So nennt man diese primitive Art von *Mappa Mundi* „T-O-Karte“. Sie findet sich in Reichenauer Handschriften als Illustration zu naturwissenschaftlichen Abhandlungen, wie Jidors Traktat von der Natur der Dinge, aber auch als Herzstück anderer Karten wie Wind- und Klimatafeln. Noch in späte Zeit hinein behielten sich die Reichenauer mit der T-Karte: erst 16 Jahre vor der Entdeckung Amerikas entstand in Freiburg, wo die Artistenfakultät sich sehr um geographische Studien zu kümmern schien, eine mit erdfründlichen Namen von Völkern, Bergen, Flüssen und Meeren reich versehene Kugel. Sallustkarte in einer Papierhandschrift, die ein Reichenauer Konventuale erwarb und der Klosterbücherei übermachte.\*)

Neben Karten gab es in ihr auch Literatur zur Geographie. Aber nur teilweise hatte sie sich erhalten. Anderes, Verlorenes, kennen wir durch die alten Kataloge. Eine große Rolle spielte die Kosmographie des Theophrastus, eine Kompilation aus verschiedenen älteren Autoren. Das Reichenauer Exemplar liegt heute in Oxford. Einen Bericht über die Erdmessung durch Caesar und Augustus schrieb man damals Caesar selbst zu, doch handelt es sich nur um eine Uebersetzung dieser Tatsache aus späterer Zeit. Noch Walahfrid kannte diese pseudocesarische Schrift und sandte sie einem Freund nach Mainz, von wo sie vermutlich nicht mehr zurückkam; wenigstens hört man seit jener Ausleihe nichts mehr von ihr. Wertvollen reichsgeographischen Inhalt hat eine noch erhaltene Handschrift des frühen 9. Jahrhunderts. Sie überliefert eine Liste von Provinzen und Städten Deutschlands, Frankreichs, Italiens; das Verzeichnis der Kirchenbüchsen, das genau auf der alten politischen Geographie beruht. Unter den 100 Codices, die solche Listen mitteilen und beweisen, wie wichtig sie damals waren und wie häufig man sie brauchte, steht die Reichenauer Handschrift an zweiter Stelle durch die Zuverlässigkeit ihrer Uebersetzung.

\*) Die Abbildungen in meiner Schrift „Erdfründliche Spuren auf der alten Reichenau“, Bes. d. Bad. Land.-Bibl. zum 22. Geographentag Karlsruhe.

Nicht fehlte es an Reisebeschreibungen. Um nicht zu sprechen von dem verlorenen Bericht Petros über seine Reise nach Byzanz — die Schrift wurde schwerlich der Bücherei des Klosters einverleibt —, Walahfrid Strabo besaß eine Handschrift, die zwei solcher Itinerarien enthielt; das eines Admannus, der die Erzählungen von Arculfus, einem gallischen Bischof, im schottischen Inselkloster Hy aufzeichnete, und die Wachstafelreise, auf denen er die Pläne der hl. Kirchen Jerusalems abgebildet hatte, auf Pergament übertragen.\*) Den zweiten Teil der Handschrift bildet die Beschreibung der Gegenden um Jerusalem durch Antoninus von Placentia; sie sind nicht mit Bildern versehen. Besonders wichtig ist uns dieser Kodex, der heute der Züricher Zentralbibliothek gehört, dadurch geworden, daß er von Walahfrids Hand in seinem ersten Teil geschrieben ist, wie wir jetzt durch Vergleichung mit seinem Autogramm im Verbrüderungsbuch sicher feststellen können.

Walahfrid, der Dichter der Reichenau, muß persönlich der Geographie starke Teilnahme entgegengebracht haben. Als er um 839 das alte, anonyme „Leben des hl. Gallus“ für den Abt von St. Gallen überarbeitete, legte er in das Vorwort einen längeren Exkurs über Lage und Namen von Alemannen und Schwaben ein. Er gab hier den Versuch einer heimatfründlichen Abhandlung; als erster Süddeutscher. Und auch im Verlauf des Textes mied er die Gelegenheit nicht, kleine topographische Beschreibungen einzelner Orte anzubringen. Ihr Ton zeigt, daß sie Walahfrid selbst gesehen hat. Stellung nimmt er auch zum neuen Namen des Bodensees. Früher habe er Bregenser See geheissen, mit einemmal aber sei der „von den Modernen gebildete Namen Potamius“ aufgekommen, und der stamme vom Griechischen „Potamos = Fluß“. Eine gelehrte, Walahfrids Zeit zuzurechnende Etymologie des Wortes Bodensee, das mit „Bodman“ eins ist. Bodoma als königliche Pfalz taucht für unsere Kenntnisse eben 839 zum erstenmal in Urkunden auf. Noch lange aber spukte Walahfrids Ableitung in den Köpfen der Reichenauer, die immer gern mit griechischen Kenntnissen prunkten, die sie in Wahrheit nicht besaßen.

Die hervorragendsten Beispiele für die Beachtung der Geographie im Reichenaukloster dürften damit als durchmustert gelten. Ohne eigentliches Lehrfach zu sein, wenigstens fehlt dafür aus alter Zeit der Nachweis, fand sie früh Teilnahme und Studium als Kosmographie, Meteorologie und Klimatenlehre (das bezeugen die Weltkartenbilder und einschlägige Literatur in der Bücherei), aber auch als praktische Erdkunde (dafür sprechen die Reisebeschreibungen) und sogar als Vorahnung der Heimatkunde: als ihr erster Vertreter erscheint einer der Größten in der Reichenauer Geistesgeschichte, der in eigener literarischer Tätigkeit, wie als Schreiber und Besitzer geographischer Handschriften seine eifrige Teilnahme für die Topographie der nahen und fernen Welt bewies: Walahfrid Strabo.

\*) Abbildungen in der gleichen Zeitschrift, S. 23—27.

## Magda Fuhrmann / Das blonde Haupt.

Nach einem altnordischen Motiv.

König Olaf hatte die Sehnsucht des dunkelhaarigen Mannes nach der blonden Frau. Hier oben in der leidenschaftlichen Landschaft mit Granitblöcken, Bergwänden, Klüften und Sturzflüssen waren die Männer nicht leicht von Antlitz und Haar wie die Söhne der Ebene, ihre Augen glommen schwarz, ihre Gesichter zeigten tiefbraune Tönung. Die blonde Britta kam aus dem Flachland, wo der Wind über weite Seen geht und seine Schreie nie verstummen läßt. Mit ihrem Vater, einem rauhen, frommen Fischer, war sie eingewandert, denn es litt beide nicht länger am Ufer des eisengrauen Sees, in dem die Mutter den Tod gefunden. König Olaf's scharfe Jägerblicke entdeckten Brittas blondes Haupt, als er einst dem Elfen nachstellte. Sein Herz begann zu singen bei ihrem Anblick, ihr Haar war wie der Mond, nicht wie der harte, weiße Wintermond, der Frost ausatmet, es schimmerte wie der goldene Sommermond, der abends über Kleefeldern aufsteigt, der die Kinder heimbegleitet zu guter Stallruhe und in Fenster leuchtet, hinter denen Kinder im Traum lächeln, wie Kindertraum lächelte Brittas weiches Gesicht, wie etwas, das König Olaf schon lange ersehnte und das ihm vielleicht nie zu eigen sein konnte, denn er war ein glückloser, friedloser Mensch. Er empfand, daß unreines über ihm lag, daß Niederes eingeklebt war in seine Seele. Die Festigkeit eines Elements besaß er und bangte gleichzeitig schwächlich um die eigene Sicherheit, wohl wissend, daß sein Volk ihm keine Liebe entgegenbrachte. Nur durch Zuströmen fiedelnder Mädchenneigung würde ihm Erlösung kommen. Als er Britta sah, verstand er, daß ihr Haupt goldener war als seine Königskrone. Dürfte er sein unzüchtiges Antlitz in diesem blonden Mantel bergen, dürfte er sein schlimmes Selbst für immer darin begraben, so würde er aus diesem goldenen Reichum bedingungslos wieder auferstehen als ein neuer Mensch. Er wußte dies so sehr, daß er vom Roß abstieg und Britta ansprach. Schenkte sie ihm das Mädchen zu ihm empord, wer war dieser fremde, stolze Ritter? Bald gelang es König Olaf, Brittas Vertrauen zu gewinnen, wenn er nur wollte, konnte die Melodie seiner dunklen Seele in zarten Tönen klingen. Brüderlich fragte er Britta nach Namen und Heimat, es tat ihr wohl, von ihrem früheren Leben zu berichten. Sie erzählte ihm vom See, an dem des Vaters

Fischerhütte stand und der so groß war wie das Meer. Oft hatte sie sich gefürchtet vor diesen unermesslichen Wassern, besonders nachts, wenn das Seegespinnst umhing. Uralt ist es, seine nassen Haarsträhne flattern im salzigen Winde, die hellen, starren Niesenaugen bergen den Aberglauben der Fischer in ihrem Blick, wenn sie anschauen, dem droht Verderben. Am Vorabend von der Mutter Tod wäre das Leichenpferd aus den Wellen getrieben, schwarz und knochig, es hätte mit seiner langen, triefenden Mähne dreimal an die Fenster ihrer Fischerhütte geklopft, der Vater vernahm es deutlich. Und die schöne Mutter, die immer fleißig, aber immer traurig von früh bis spät Rebe flocht und sticte, sei dann an einem Vorfrühlingsstage, der nach Eis duftete, mit einer freien Scholle über den See getrieben und nicht wieder heimgekehrt. Vom Wind erzählte Britta, vom Nimmernüden. Er durfte nie schweigen, wenn er es tat, kam das große Sterben. Solange er sprach, gab es noch Hoffen, Leben, Bewegtheit. Aber nach der Mutter Tod war er verstummt, und diese plötzlich eintretende Stille sei das Allerschrecklichste gewesen, wie eine unerbittliche Friedhofsmauer stand sie da, wie das Ende alles Lebens; sie hätten es nicht mehr ertragen und wären entflohen. Die Sanftmut von Brittas jungfräulicher Art rührte König Olaf. Er gehörte zu den Raisen, die nicht warten mögen, dennoch scheute er sich davor, mit vorzeitig gieriger Hand nach dem Mädchen zu greifen. So beugte er sich, an derselben Stelle des Jagdgebietes jeden Tag auf Britta zu warten, die, wie in tiefer Verzauberung besungen, zu ihm kam. Einmal sagte er ihr: „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen als dein blondes Haupt und ich würde meine Krone weg, so du mir erlaubtest, dein Haar zu lösen und zu küssen.“ Britta erschraf. Wohl hatte sie ihn für einen Ritter oder Fürsten gehalten, daß er der gefürchtete König Olaf sei, bestürzte sie tief. Sie wollte zurückweichen, er hielt sie mit Bitten und Flehen auf. „Vor dir bin ich kein König“, stammelte er, „ein in Demut Suchender bin ich, ein armer, armer Mensch. Aber du sollst mich zum König machen durch deine Liebe. Komm abends auf mein Schloß durch den finsternen Wald. Keiner begegnet dir dort, und dein Vater wird dich zu so später Stunde schlafend wäuen. Ich schenke dir das ganze Land, wenn du mich in den Reichtum deines Haares und meines

Herzens einschließen wolltest.“ Da weinte Britta, wie sie noch nie im Leben geweint hatte, und König Olaf begriff, daß Traurigkeit nicht bloß ein Wort, daß es Wirklichkeit war. — „Ich kann nicht zu Euch kommen,“ schluchzte das Mädchen, „mein Vater ist streng und wachsam. Eure Königshand würde mit meinem Haar spielen, wie mit meiner Seele.“ — König Olafs Auge lobte nicht mehr schwarz, sondern blutigrot. Dann bezwang er sich mühsam. „Dir und deinem Vater soll kein Leid geschehen,“ sagte er, „trockne die Tränen.“ Er durfte sie nicht verlieren, sie war so frisch, so unschuldig, so unerweckt, er mußte scheinbar nachgeben, um sie später desto sicherer zu besitzen. Doch die frühere Zuversicht wollte nicht wieder in das aufgeschreckte Mädchenherz einziehen, von nun an ging Britta in schwerer Not neben dem König einher.

Die Wunde verstrichen, Wasser stürzten von den Höhen zu Thal, Firnenschnee schimmerte, Sonnensfunken glühten im Goldregen von Brittas Gelock. „Warum schweigst du jetzt immer?“ fragte König Olaf. „Deine Stimme sang mir einst wie eine Quelle, aus der ich trinken wollte, sie war wie plötzliches Licht. Singe wieder, Mädchen, der Tiefwinter ist vorbei, der Frühling raucht in den Lüften und lockt aus deinem zarten Blick.“ Britta aber blieb stumm, und eines Tags wartete König Olaf vergeblich auf sie. Ich bin es nicht gewohnt, daß man mir Widerstand leistet, sprach er zornig zu sich selbst, trotzdem will ich geduldig sein. Einmal wird die blonde Britta doch zu mir kommen! Unschuld ist im tiefsten unerlöschbar.

Im Schloß lebte ein Sterndeuter, der krumme Gunnar. Nächtslang stand er auf dem Turm, die Sterne betrachtend und aus ihnen Erdenschicksale enträtselnd. Die Nächte waren so sternreich. König Olaf aber sah nicht gern zu dem gestirnten Himmel auf, er fürchtete alle Sternenweisheit. Lieber schaute er abends nach reichlichem Tafeln in langsam vertropfende Wachskerzen und dachte an Britta, die nicht kam und die er nicht mit Gewalt nehmen durfte, weil eine innere Stimme dagegen Einspruch erhob. Noch nie hatte etwas ihn so bewegt, wie der edle Anblick dieser Mädchenseele. Könnte er ihr Herz wieder strahlen sehen wie ihr Haupt! Oft wurde er so unruhig, daß er den schweren, silbernen Armleuchter ergriff und durch alle dunklen, leeren Gänge des Schlosses irrte. Als er in seiner Erregtheit einst die Turmtreppe emporstieg, kam der krumme Sterndeuter ihm schieläugig entgegengehint. „Herr,“ sprach er in leisem, bösen Triumph, „die Sterne künden nichts Gutes. Saturn ist wider Euch und meldet einen Menschen, der Euch nach dem Leben trachtet. Sein Haupt ist blond, bald kommt er durch den finsternen Wald, um Euer Schicksal zu besiegeln.“ — König Olaf wurde von grenzenlosem Grauen überfallen, in einem Augenblick erschien sein Gesicht gealtert und entfleischt. „Vielleicht ist es der blonde Bengt,“ sagte er, vor Entsetzen gelähmt. Der langhaarige, schlauke, blonde Jüngling stammte nicht aus der Gegend, er war der Falkenpage des Königs gewesen, und dieser hatte ihn eines geringen Versehens wegen zum Schluß hinauspeitschen lassen. Es konnte sein, daß der Blonde nun auf Rache sann. Im Grunde traute König Olaf ihm den heftigen Herzschlag mordüchtiger Gebärde nicht zu, aber der Sterndeuter bestätigte die Befürchtung. König Olaf war kein König, das hatte er selbst empfunden, besonders war er es nicht zu dieser Stunde, wo er den Adel seines Purpurs in feiger Furcht verlor. Nach den herztötenden Drohungen des Sterndeuters wurde es nächtlich in seiner Seele, Gunnars Worte wuchsen mächtig empor zum Eindruck tiefster Unvergeßlichkeit. Die Angst begann das Sehnen nach Britta zu verdrängen.

Zu derselben Zeit sah Britta beim Schimmer einer kleinen Decklampe mit ihrem Vater an einem runden, tannenen Tisch. Abend um Abend sah sie dort. Wenn des alten Mannes schwerer Schädel sich über eine große, vergilbte Bibel neigte, wenn von draußen die Ausbrüche des Frühlings ihre klingenden, strömenden Laute durch das geöffnete Fenster in die stille Stube sandten, dann dachte Britta an des Königs flammendes, durchwühltes Antlitz. Schon unzählbare Male hatte es sie an die wohlbekannte Stelle getrieben, aber immer war sie wieder umgekehrt. Ueber die heilige Schrift traf sie der Blick des Vaters, der auf der Lauer lag. Abends dehnte der Alte das Zusammensein endlos aus, wie wenn er Brittass Sehnsucht ahnte. Der Föhn stürmte, seine Rufe

zogen um die gewaltigen Bergmassen, es duftete bitterfeucht, die Erde arbeitete in dumpfen Stößen. O Frühling, o König Olaf Brittass Hände knackten gegeneinander, bis in das Geheimste ihres Herzens war sie erfüllt von ihrer Liebe, und der Verzicht dünkte sie unmöglich. Durfte sie den Gang nach dem Königsschloß wagen? Die Nächte waren hell, aber im Walde stand die Dunkelheit wie eine finstere Wand. Nun, sie wollte nicht kleinlich, furchtlos sein. Umsonst hatte sie sich gewehrt gegen diesen herrischen Mann, den sie spielbeissen wußte, der alles fortschleuderte, was er genossen, der nicht Liebe kannte, bloß Spiel mit der Liebe. Trohdem drängte es sie zu ihm hin und sollte sich der Boden unterwegs spalten, um sie zu verhängen für ihre Sünde! Tat sie diesen Schritt, war er etwas Befohlenen, dem sie gehorchen mußte, um und um gehorchen. Es hieß jetzt, einen günstigen Augenblick abwarten, wo sie, vom Vater unbemerkt, in Männerkleidung aus dem Hause entweichen konnte.

König Olafs Nächte blieben in Furcht verfangen. Er, der stets mit anderen spielte, verstand nicht, daß der listige Sterndeuter nun seinerseits ein freies Spiel mit ihm trieb, daß er wie ein Fisch zappelte im Netz des krummen Gunnars. Sein böses Gewissen, das voll Argwohn und Unsicherheit war, verfinsterte jegliches vernünftiges Ueberlegen in ihm, sonst hätte er sich sagen müssen, daß der knabenhafte Bengt als Gegner für ihn nicht in Betracht käme. „Heute,“ sprach Gunnar einer Abends, „hat Saturn mir Bedeutsames gemeldet: der Mensch mit dem blonden Haupt geht heute durch den dunklen Wald, macht Euch gefaßt auf Euren Tod, mein König. Heute geschieht es, heute und an keinem anderen Abend.“ Es schien, als habe König Olaf keinen Atem mehr nach dieser Mitteilung. „Sende alle Knechte aus,“ sagte er, „sie sollen den ganzen Wald mit Fackeln durchsuchen und nicht eher zurückkehren, als bis sie mir das blonde Haupt tot ins Schloß bringen können.“ — Die Hunde heulten, während man sie von den Ketten löste, widerwillig zog der Schwarm kräftiger Knechte in den Wald hinaus, der flackernde Fackelschein zitterte auf habernden Gesichtern und auf sehnigen, trohigen Händen, die sich am liebsten gegen ihren Herrn erhoben hätten. All dies sah König Olaf und es vergrößerte das elende Gespenst seiner Angst. „Sucht, sucht,“ rief er in die Menne, „es soll euer Schaden nicht sein. Nicht alle unter euch kannten den Falkenpagen, merkt auf, er ist schlau, blond und fein.“ — Wald darauf begann es so wütend zu stürmen, daß die Föhrenzweige brachen und es ausah, als würde der Orkan das Königsschloß wanzen machen. Die Angeln der Türen und Tore ächzten mit verrosteter Kehle, seine ganze Umgebung kam König Olaf plötzlich schadhast und rissig vor, sicherlich war der Unterbau des Schlosses bereits irgendwo verkauft und alles mußte nächstens einstürzen. Die Knechte aber trugen schlimmen Sinn, das war ihm nicht entgangen. Bengt, der blonde Falkenpage, dessen gelassene Muserlesenheit den König so zierlich unterhalten hatte, wurde vielleicht der Urheber kommenden, drohenden Wetterschlags.

Gunnar brachte dem König einen Krug schweren Weins. In völliger Benommenheit winkte König Olaf ihm ab und setzte sich lauschend ans Fenster, durch dessen breite Spalten der Sturm in heiserer Eindringlichkeit pfliff. Ratlos und mutlos, horchte König Olaf hinaus. Plötzlich war ihm, als höre er einen schrecklichen Schrei eines Menschen, der gemordet wird. Hast du nichts vernommen, Gunnar?

Nach einer kleinen Weile sah man zwei der neugebungenen Knechte langsam zurückkehren. Gunnars Gesicht glückte vor Hohn. König Olaf raste hinaus. Auf breitem Schild trugen die beiden Mannen ein blondes Haupt. „Da habt Ihr Euren Pagen, hoher Herr, wir zwei finden ihn, fein, schlau, blond, genau wie Ihr es aussagtet.“ König Olaf bengte sich in schrankenloser Spannung über den blutriesenden Schild. Dann sank er mit todesfarbener Mühseligkeit, laut aufheulend, in die Knie: er hatte Brittass blondes Haupt erkannt!

Als das Jahr um war, sah König Olaf nicht mehr hoch auf goldenem Thron, sondern unten im finsternen, nassen Schloßkeller, wo die Matten ertranken. Seine einst stolz aufgerichtete Gestalt zuckte gekrümmt wie von harten Schlägen, seine abgemagerten Hände suchten ziellos in der schwarzen Luft. In den Augen aber stand der Blick vollkommenen Wahnsinns.

## Helmut Richter / Die Linde.

Es blüht eine alte Linde  
Im Thal über Stein und Grust,  
Dort zittert im Sommerwinde  
Schweremütig und süß ein Duft.

Da wandeln geliebte Frauen  
Verträumt durch das grüne Jahr,  
Geheimnisvoll anzuschauen  
Mit Flammen und Tränen im Haar!

Da singen die Burschen am Feuer,  
Fern wandern die Straßen vorbei,  
Stumm reitet das Abenteuer  
Durch Wälder und Vogelgeschrei . . .

Ein Toter schlummert im Grunde,  
Er fiel in der letzten Schlacht,  
Nun küßt ihn mit blühendem Munde  
Die alte Linde zur Nacht . . .